Nr. 21 — Leipzig, den 15. Mai — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Bitten — Ueber Krankenheilungen durch das Gebet — Die Lotzesche Philosophie innerhalb der modernen Weltanschauung: Einleitung; 1. Moderne Weltauffassung — Anfang und Ende des Kulturkampfes. 2 — Grund und Absicht der neuen Kirchengesetze — Vereine gegen Bettelei oder Herbergsvereine? Ein Vorschlag zur Güte. 1. Der gegenwärtige Zustand — Aus dem Gustav-Adolf-Verein: Rheinprovinz; Oesterreichisch-Schlesien. Krankenhaus in Teschen — Aus Italien: Evangelisation; Von den deutschen Gemeinden; Ketzerdenkmäler in Rom

Bitten

„Bittet!" (Joh. 16, 24.) —

„Bitte, Vater!" Da steht vor dem starken, erfahrenen Manne das Kind, die Hände erhoben und zusammengelegt, weil es sich alles eignen Thuns begiebt, den Blick fest in die treuen Vateraugen gesenkt, seiner Not völlig vergessend: „Bitte, Vater!" Aus dem ganzen kleinen Wesen spricht das Gefühl des großen Glückes, daß es jemand besitzt, den es angehen kann, wenn ihm etwas am Herzen liegt. Unseliges Kind, das dieses selige Wort nicht mehr kennt — vollends dann, wenn es noch einen Vater hat.

„Herr, hilf mir!" rief jenes Weib, das vor dem liebreichen Krankenfreunde Jesus auf den Knieen lag. Von fern her war sie gekommen, hat sich herausgemacht aus ihrem Lande und ihrer Freundschaft, aus ihrem Hause und ihrem Jammer, hinweg von den Götzen, die sie bisher anbetete. Sie ging viele Wege für ihre kranke Tochter — vergebens; jetzt wird sie von des Kindes Elend auf den letzten, den rechten, getrieben. Der ihr Hilfe thut, das ist „der Herr alleine."

„Ich bitte für sie." Seht da unsern Hohenpriester mit den zum Himmel erhobenen Augen. Er trägt seine Jünger — Freunde hat er sie zuvor genannt —, ihre Art und Unart, ihre Gaben und Aufgaben, ihre Gegenwart und Zukunft hinauf zu seinem Vater, legt sie in dessen Arme und an dessen Herz. Da sind sie wohl bewahrt. Da mag der Meister, der bald allein, ganz allein sein Kreuz tragen und die Seinen einsam lassen wird, sprechen: Ich bin nun aller Sorgen los.

Und dieser Beter, der Sohn des Vaters droben, vermahnt in den letzten Reden vor seinem Abscheiden die Seinen: Bittet! Diese Anweisung sollen sie recht fest in das Gewissen fassen, das wird ihnen künftig gut thun.

Sonderbar, daß wir zum Bitten von dem Herrn und seinen Aposteln so oft und so dringlich angehalten werden. Wir bleiben ja doch stets Kinder, die immer etwas brauchen, bei denen immer dies und das nicht in Ordnung ist. Wir haben auch fortwährend unter einander zu bitten, denn einer bedarf des andern, und je besser in einem Hause die Lebensart ist, desto öfter wird man vernehmen: Bitte! Das däuchte jenem Diener besonders rühmenswert an seinem Kaiser, daß er ihn eigentlich nur zwei Worte hatte sagen hören: Bitte! und: Danke! Wie freundlich von dem himmlischen Vater, daß er uns durch den, in welchem seine Liebe sichtbar und leibhaftig erschienen ist, sagen läßt: Bittet! Um das Bitten läßt er seine Kinder bitten.

Am Eingang des prächtigen Herrenhauses ist neben der verschlossenen Thür zu lesen: Alles Betteln ist verboten. Auf dem Gesicht manches harten Menschen steht deutlich geschrieben: Das Bitten ist vergeblich. Aber die Pforte des obern Vaterhauses steht allezeit jedermann offen, und uns leuchtet in goldnen Buchstaben die Aufschrift entgegen, welche der Sohn des Hauses daran befestigt hat: Bittet! Und die Blume, die sich empor zum Lichte reckt, der Vogel, der sich aus dunkeln Gründen der Sonne entgegen schwingt, die Menschen, die aus dumpfigen Thälern auf die luftigen, lichten Höhen steigen, lehren uns: Bittet! Heraus aus dem Schmerz in die Freude, aus der Angst in den Frieden, aus der Knechtschaft in die Freiheit, fort von den armseligen Erdengötzen vor das freundliche Angesicht des Vaters. Lieben Leute, schüttet euer Herz vor ihm aus!

Schwer wird das nicht, wenn die Not wie eine Wasserflut daherbraust, die Trübsal wie ein Erdbeben alles erschüttert, was der Mensch gebaut hat. Aber man soll seinen Vater nicht zum Notnagel machen. Er möchte sonst gleich jenem Menschenvater sprechen: Mein Sohn, du hast mich lange nicht gebraucht, jetzt warte ein wenig, damit du wieder bitten lernst. Bei dem Bittet! ist keine Ausnahme gesetzt, weder der Person, noch der Sache nach. Alle eure Sorgen werfet auf ihn. Er ist stark genug, sie zu tragen, weise genug, sie zu scheuchen. Auch hat er es wohl um uns verdient, daß wir ihm unser ganzes Zutrauen schenken. Wer sich aber der heiligen Pflicht des Bittens entziehen wollte, wird der sich des hohen Rechts begeben, bei dem König aller Könige unangemeldet Audienz zu haben und mit ihm zu reden, wie die lieben Kinder mit ihrem lieben Vater? Wir stehen ja sonst immer fest auf unserm Recht.

Doch müssen wir angetrieben werden: Bittet! Denn was der Herr damit meint, ist eine That. Man muß Mut zur Demut fassen, um wahr zu machen: „Ich will mich nicht mehr selber führen: der Vater soll das Kind regieren," muß sich selbst und alles, was an dem Selbst hängt, in die Hände nehmen und in Gottes Hände legen, muß nichts werden, um durch den ewig Reichen alles zu werden. Sich selbst bekämpfen ist der härteste Krieg. Stolz heißt der natürliche Mensch. Herr Ich will überall allein Berater und Helfer sein. Und weil ihm vieles und Gerühmtes gelingt, wächst er wohl gar zum Bettelstolz, der trotzig hungert und friert, obwohl ihm freundlich Brot und Kleid geboten wird. Er entschuldigt sich: Das Leben lehrt: Selbst ist der Mann! und der gesunde Menschenverstand: Gott kann sich nicht um jeden Einzelnen und seine Kleinigkeiten kümmern, und die Philosophie: Der ewige Gesetzgeber kann um meinetwillen den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, seine unabänderlichen Gesetze nicht aufheben. War er wirklich so unklug, der Heiland, wenn er uns befiehlt: Bittet! aber auch uns zur Nachachtung spricht: Ich muß wirken, weil es Tag ist? Muß sich die allmächtige Vaterliebe im Himmel nach den Regeln richten, die sterbliche Menschen auf Erden aufstellen? Wer misset die Wasser mit der Faust und fasset den Himmel mit der Spanne?

Bittet! Schau die vielen Kinder, die sich betend im ewigen Vaterhaus zusammenfinden, am Morgen, am Abend, am Tage des Herrn. Die Eltern mit den Söhnen und Töchtern in weiter Ferne, die aus einander geführten Herzensfreunde, den Lehrer und seine dankbaren Schüler, den König und seine Unterthanen. Und auch wir beide sind uns heute schon begegnet, als die Unbekannten und doch bekannt, dort, wo wir einst ewig wohnen sollen. Wir sind ein stattliches Heer. Darum fürchten wir uns

nicht in der Vereinzelung und ängstigen uns nicht in allerlei Anfechtung. Einer trägt den andern mit seinen Bitten; aber uns alle trägt der Eine, der Allmächtige, der Alliebende. Durch die vielen Glieder des einen Leibes zieht der eine starke Lebensstrom; sie alle durchdringt die eine heilige Lebensfreude.

Herr, lehre uns bitten! C F

Ueber Krankenheilungen durch das Gebet

Vergl. Die Macht des Gebets mit besondrer Beziehung auf Krankenheilung. Von D. Ludwig Lemme, ord. Professor der Theologie zu Bonn. Barmen, 1887. M. 1,25.

Auf einer Reise von Essingen nach Barmen im April 1783 suchte Thomas Wizenmann, der reich begabte, früh verstorbene Freund des Philosophen F. H. Jacobi, den Pfarrer Stolz in Offenbach auf, der auch als theologischer Schriftsteller sich eines namhaften Rufes erfreute. Aus seiner Unterhaltung mit demselben erzählt er in seinem Tagebuche, Stolz habe u. a. behauptet, es gebe gegenwärtig keinen einzigen wahren Christen; denn ein Christ müsse Geist haben und den Geist außerordentlich beweisen können. Derartige auffällige Sätze konnte man damals nicht selten hören. Sie sind aus den Anschauungen der Lavaterschen Schule heraus geredet, die nach Erweisungen des Geistes und der Kraft sehnlichst verlangte. Die erste Kirche, so klagte man, hatte den Geist Gottes sichtbar in so gewaltigen Wirkungen; aber was haben wir? Unter diesen Wirkungen des Geistes Gottes verstand man außerordentliche, in die Sinne fallende Kräfte und Eigenschaften, „wunderbare Begebenheiten, die auf vorhergegangenes ausdrückliches Gebet erfolgen und ohne das natürlicherweise ganz und gar nicht zu erwarten gewesen wären." Man wollte also sinnenfällige, handgreifliche Erweise des christlichen Glaubens, um auf diese Weise der Wirklichkeit einer übersinnlichen, ewigen Welt gewiß zu werden. Es sei eben deshalb so schwer, an Christus wirklich zu glauben, weil wir so wenig „entscheidende Spuren" von Christus sehen. So erklärte einer aus dem Lavaterschen Kreise: „Ich glaube nicht an das Dasein Christi wie an das Dasein Jacobis in Düsseldorf." Ein andrer „betete, weinte, seufzte" um eine Erscheinung Christi. Sinnenfällige Beweise für die Wahrheit des christlichen Glaubens glaubte man nicht entbehren zu können: es müssen also — so schloß Lavater — wunderbare Wirkungen des Glaubens und des Gebets dem Christentum wesentlich sein. Hat es nun dieselben zur Zeit der Apostel gegeben, so muß, was damals dem Glauben möglich war, auch heute noch ihm möglich sein. Denn was dem Christentum wesentlich ist, muß es zu allen Zeiten besitzen.

Diese Zuversicht, daß dem wahren Glauben wunderbare Thaten möglich seien, könnte den Eindruck hervorrufen, es sei ein besonders starker Glaube, der derartiges sich zutraue. Es ist aber im Gegenteil ein schwächlicher Glaube. Denn er traut sich wunderbare Wirkungen nur zu, weil er derartige Krücken zu seiner Kräftigung bedarf; er will, ganz entgegen der Natur des wahren Glaubens, welcher Ueberzeugtsein von dem Unsichtbaren aus innerlichen Gründen ist, sich des Unsichtbaren durch Sichtbares vergewissern. Daher konnte dieser wundersüchtige Glaube, dem in Augenblicken lebhafter Gefühlserregung nichts zu schwierig erschien, auch sehr schnell in verzagten Trotz, blasse Resignation oder haltlosen Zweifel umschlagen. Als der Bruder von Cölln, des spätern Generalsuperintendenten von Lippe-Detmold, hoffnungslos krank lag, schrieb dieser an einen Freund: „Trotz alles Aufgebens der Aerzte glaube ich, er werde gesund werden. Mir wird dieser Fall für meinen Christusglauben auf mein ganzes Leben entscheidend sein! Werd' ich erhört, dann ist Christus so gewiß da, wie ich hier die Zeilen hinschreibe. Stirbt er, dann schweige ich ganz von Christus; dann ist alles, worauf ich bisher baute, Trug gewesen, und ich gehe dann als Mensch zu dem Ziele hin, wohin mich mein Verhängnis führt, und sehe dem Tumulte des Lebens mit entschlossenem, kaltem Blicke zu." Als Lavater seine Mutter und dann seinen Vater sterben sah, kamen ihm die stärksten Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele, Zweifel, die sich fast bis zur Verzweiflung steigerten. Es kostete ihn Mühe, durch äußere Autoritäten, durch Wunder und Zeichen, die er nach allen Seiten suchte, sein Herz über diesen Punkt zu beruhigen.

Schon den Zeitgenossen Lavaters blieb das Irrige in seiner Auffassung des Glaubens und der Macht des Gebets nicht verborgen. Aber Irrtümer haben ein zähes Leben, und dieser Irrtum zumal findet beständige Nahrung an der Bedeutung, die für uns alle das sinnlich Wahrnehmbare hat. Das Zeitalter der Naturwissenschaften mit seinem Skeptizismus, mit seinem theoretischen und praktischen Materialismus hat die Bedeutung des sinnlich Wahrnehmbaren für unser Empfinden und Denken noch erheblich gesteigert. Auch die deutsche evangelische Christenheit hat sich dieses Zuges nicht erwehren können. Man will auf kirchlichem Gebiete sehen: handgreifliche Wirkungen und Erfolge der kirchlichen Arbeit im Volksleben; daher dieses ruhelose Haschen nach immer neuen Aufgaben, welches den einheitlichen Charakter der kirchlichen Arbeit, die klare Erkenntnis des zu erstrebenden Zieles ernstlich gefährdet. Jene unscheinbare Gestalt, welche der deutschen evangelischen Kirche bisher eigen war, will nicht mehr genügen; man will ihr ein stattliches, nach außen imponirendes Haus bauen; sie soll, wenn möglich, eine Macht werden, mit der auch die Politik zu rechnen hat. Thatsachen reden, beweisen, überzeugen. Nun, das Christentum kennt eine große Thatsache, welche von seiner Wahrheit überführen soll: die sittliche Erneuerung des Menschen. Durch sie sollen die Jünger Jesu das Salz der Erde und das Licht der Welt werden. Das leugnet man ja freilich nicht. Aber man möchte offenbar der Welt lieber durch andre Thatsachen imponiren, durch Thatsachen, die in die Augen fallen und leichter verständlich sind als das Geheimnis des Christenlebens. Es ist klar, daß eine in der Weise realistisch gerichtete Kirche Gefahr läuft, den religiösen Idealismus und sittlichen Bildungstrieb zu schwächen und der Verweltlichung anheimzufallen.

In ihrer Art liefert auch die oben genannte Lemmesche Schrift dafür einen Beweis. Man erfährt aus derselben, daß durch weite Kreise der Ruf nach Erneuerung der Geistesgaben der apostolischen Zeit gehe, wie ihn Lavater einst erhoben hat. Man will äußere handgreifliche Erfolge des Gebets sehen und zeigen. Es giebt bereits „eine Praxis der Krankenheilung durch das Gebet." Dem Anscheine nach ist dieselbe hauptsächlich in Amerika verbreitet; doch hat sie auch in den westlichen Provinzen Preußens, die für religiöse Wunderlichkeiten stets eine gewisse Empfänglichkeit gehabt haben, Anklang gefunden. Und an Wunderlichkeiten fehlt es bei den Gebetsheilungen nicht. Da giebt es Vertreter der Gebetsheilung, gerade auch im Rheinlande, welche alle Krankheit für satanische Besessenheit halten und die Heilungsversuche in der Form von Teufelsaustreibungen vornehmen. Andre meinen, Christus habe eine gleiche Bedeutung für die Heilung der Krankheiten wie für die Erlösung von der Sünde; dem entsprechend auch: die Heilung des innern Menschen und die Heilung des Leibes gehöre zusammen. „Die Krankheit ist für die Aegypter, nicht für das Volk Gottes." Deshalb soll man „in Sachen der Heilung" von Gott nicht bloß bitten, sondern fordern. Arzt und Arzenei werden nicht selten grundsätzlich verworfen. Die Kranken werden „nach Jak. 5, 14 behandelt", wie nach einer medizinischen Anweisung. Daß marktschreierisches Treiben eine Reihe von Scheinheilungen vorgenommen hat, daß dieses gefährlichen Gebietes sich der Schwindel bemächtigt hat, zumal auf amerikanischem Boden, ist vollständig begreiflich.

Wie von einem Professor der evangelischen Theologie in Deutschland erwartet werden darf, verhält sich Professor Lemme diesen offenbaren Thorheiten gegenüber ablehnend. Aber die Sache der Gebetsheilung selbst erfreut sich seiner vollen Sympathie, und zwar nicht nur insoweit, daß er die Möglichkeit derselben vertritt, sondern er befürwortet die Ausbildung einer förmlichen Praxis: er möchte, daß die Vorsteher der Gemeinden die Gebetsheilungen zu ihrer Aufgabe rechneten; er möchte, daß „die Gnadengabe der Heilung," die er als bei manchen vorhanden voraussetzt, entdeckt und benutzt werde. Aus dieser Sympathie mit der Sache selbst erklärt sich wohl, daß er die mancherlei Thorheiten, die in Anschauung und Praxis der Gebetsheiler zur Zeit sich finden, mit einer Geduld abzuweisen versucht, welche die Geduld eines der Sache fernstehenden Lesers

fast übersteigt. Einen deutschen evangelischen Leser muß es doch seltsam anmuten, wenn ihm die Berechtigung, Arzt und Arzenei zu gebrauchen, erst im allgemeinen dargethan, dann durch Luther gestützt und endlich, da „Luthers Wort nicht hinreichende Ueberzeugungskraft haben würde, wenn er die heilige Schrift nicht für sich hätte,“ aus dieser einschließlich der Apokryphen bewiesen wird. Käme einem dem Christentum fernstehenden Manne derartiges zu Gesicht, würde man es ihm verdenken können, wenn er die Christen für seltsame Pedanten hielte, welche sich sogar die Erlaubnis zu leben aus ihrer heiligen Schrift holen? Durch den Umstand, daß Lemme einer systematisch getriebenen Gebetsheilung das Wort redet, als wissenschaftlich gebildeter Mann aber zugleich genötigt ist, überall Vorbehalte und Einschränkungen zu machen, erhält seine ganze Schrift das Gepräge einer sehr unerquicklichen Unsicherheit. So stellt er in Übereinstimmung mit den Ausführungen des Paulus, 1. Kor. 12—14, fest, daß höher als alle Gnadengaben des apostolischen Zeitalters die Liebe stehe, daß demgemäß, wo Glaube und Liebe sei, auch das Christentum unverkürzt sei. Dann aber heißt es wieder: „Um des Segens der apostolischen Zeit wieder in reicherem Maße teilhaftig zu werden, bedürfen wir mehr Glauben, mehr Hingabe an den Geist Gottes, mehr zuversichtliches Gebet!“ — wonach ohne die Wunder der apostolischen Zeit unserm Christentume doch etwas fehlt. Gleich in den grundlegenden Sätzen findet sich eine charakteristische Unklarheit. Es sei abergläubisch, das Gebet als „ein Mittel, die göttliche Wunderkraft für menschlichen Gebrauch einzufangen, Gottes Wirken in Abhängigkeit von Menschen zu stellen,“ anzusehen. Das Gebet sei vielmehr „der Weg zum Herzen Gottes und darum auch der Weg, sich der Wunderhilfe des Herrn zu vergewissern,“ — schillernde Sätze, die doch nichts andres bedeuten können, als: das Gebet ist ein Mittel, uns Gottes Herz günstig zu stimmen, daß er uns die erbetene Wunderhilfe gewähre. Ein durchgreifender Unterschied von der als abergläubisch bezeichneten Auffassung des Gebets wird also in keiner Weise erreicht, umso weniger, als es bald darauf heißt, das Gebet sei „eine Macht für die Gestaltung unsers Lebens,“ natürlich des äußern Lebens. Man nehme noch hinzu das persönliche Bekenntnis des Verfassers, er sei sich nicht bewußt, im Besitze „einer Gebetskraft, den Himmel zu stürmen“(!) zu sein, so kommt man gerade auf die Auffassung des Gebets als eines Mittels, dem Wirken Gottes eine menschlichen Wünschen entsprechende Richtung zu geben.

Es ist nicht möglich, aus den Aussprüchen Jesu über das Gebet eine Auffassung desselben abzuleiten, welche der eben angeführten auch nur annähernd ähnelte. Jesus hat bekanntlich in verschiedenen Aussprüchen dem Gebete der Seinen Erhörung verheißen. Sieht man von denjenigen ab, welche sich, wie auch Lemme anerkennt, deutlich nur auf das innere Leben und die Angelegenheiten des Reiches Gottes beziehen, so kann doch selbst solch eine uneingeschränkte Zusage, wie die Matth. 7, 7. 8 erteilte: Bittet, so wird euch gegeben u. s. w., nicht die Auffassung begründen, das Gebet sei eine Macht für die Gestaltung unsers äußern Lebens. Lemme muß ja selbst die Zusage dahin beschränken, daß sie nicht jedermann, sondern nur dem Jünger Jesu gelte, und daß die Erhörung nicht in der Gewährung des Erbetenen zu bestehen brauche, daß vielmehr jede geistige Erhebung im Gebet auch eine Erhörung sei. Es ist überaus wichtig, hier nicht zu vergessen, daß die Aussprüche Jesu über das Gebet durch sein eignes praktisches Verhalten erst die richtige Beleuchtung empfangen. Wir hören nicht, daß Jesus auf sein äußeres Leben bezügliche Anliegen vor Gott gebracht habe, sondern nur mit seinem Berufe zusammenhängende Angelegenheiten. In dem einzigen Falle aber, in welchem er versucht hat, durch das Gebet einen Einfluß auf die Gestaltung seines äußern Lebens auszuüben, hat er nicht nach dem Buchstaben seiner Regel: Bittet, so wird euch gegeben! gebetet; er hat vielmehr eine sehr bedingte Bitte ausgesprochen, Mark. 14, 36. In diesem Gebet, das für uns alle mustergiltig sein muß, ist das Verlangen nach der Hilfe Gottes deutlich ausgesprochen; aber es ist mit der demütigen Ergebung in seinen Willen dergestalt zu einer Einheit verschmolzen, daß die Bitte nur das verlangt, was Gottes guter und gnädiger Wille geben will.

Jesus hat häufig, vielleicht stets, bei den wunderbaren Heilungen, von denen seine ganze Geschichte durchzogen ist, gebetet. Mag man gegen einzelne Heilungsberichte ernste Bedenken nicht unterdrücken können, mag man auch die Neigung jener Zeit, auffällige Ereignisse mit dem Schein des Wunderbaren zu umkleiden und das nur Ungewöhnliche zum Uebernatürlichen zu steigern, gebührend in Anschlag bringen: es giebt keinen Grundsatz geschichtlicher Forschung, der uns berechtigte, diese Seite der Wirksamkeit Jesu aus seinem Lebensbilde zu streichen. Aber eines dürfen wir nicht übersehen. Die Augenzeugen und Berichterstatter jener wunderbaren Heilungen hatten gar keine Vorstellung von dem, was wir Naturgesetz nennen. Es lag also auch für sie keinerlei Veranlassung vor, zu ergründen, inwieweit diese Heilungen von Naturursachen abhängig waren, ob nicht die Bedingungen für dieselben in der besondern geistigen Art Jesu und der Seelenstimmung der zu Heilenden vorhanden waren. Das letztere pflegt man häufig anzunehmen; aber diese Bedingungen deutlich zu machen, ist bisher nicht gelungen und wird auch schwerlich je gelingen. Jeder derartige Versuch muß scheitern an der Beschaffenheit der Berichte und an der Unmöglichkeit, klarzulegen, worin die eigentümliche Begabung Jesu für Heilungen bestanden habe. Dann ist es aber auch ein vergebliches Unterfangen, hier Fingerzeige für eine zu begründende Praxis der Gebetsheilung zu suchen.

Noch weit weniger sind wir unterrichtet über wunderbare Heilungen der apostolischen Zeit. Wir wissen aus den paulinischen Briefen nur, daß sie vorgekommen sind. Paulus spricht in seinem ersten Briefe an die Korinther (Kap. 12—14) von besondern Gnadengaben, in deren Besitze einzelne Glieder der Gemeinden waren. Unter diesen nennt er auch 12, 9 „Gnadengaben von Heilungen.“ Es besaßen also einzelne die Gabe, Kranke gesund zu machen; aber welche Arten von Krankheiten sie heilten, in welchem Umfange sie die Gabe besaßen, wie sie bei Ausübung derselben verfuhren, ob die Heilungen dauernde waren, darüber sind wir völlig im Unklaren. Wir sind überhaupt nicht imstande, uns von den Gnadengaben der apostolischen Zeit, die sich sehr bald verloren haben, ein nur einigermaßen deutliches Bild zu machen. Wir kommen über Vermutungen, und zwar zum Teil recht unbestimmte Vermutungen, nicht hinaus. Wenn also, wie Lemme uns belehrt, durch weite Kreise der Ruf nach Erneuerung der Geistesgaben der apostolischen Zeit geht, so heißt das, eine undeutliche Forderung erheben. Denn die Forderung ist eine undeutliche, deren Gegenstand ein unbestimmter ist. Daß aber diese so eifrig begehrten Geistesgaben nicht zu einem vollständigen Christentume notwendig sind, beweist schon ihr baldiges Erlöschen; ja, jede Seite des Neuen Testaments beweist es.

Eine Stelle des Neuen Testaments spricht sich freilich über die Gebetsheilung etwas ausführlicher aus. Es ist die Stelle Jakob. 5, 14 ff. Wir haben keinerlei Nachrichten, daß das hier empfohlene Verfahren in der Kirche allgemeiner Brauch geworden wäre. Es wurde wohl nur in den Kreisen jüdischer Christen beobachtet, welche in dem Oel eine Art von Universalheilmittel sehen konnten, wozu Heidenchristen bei ihren erheblich größern medizinischen Kenntnissen wohl kaum geneigt sein mochten. Man wird auch vermuten dürfen, daß die Heilungserfolge nicht gerade sehr zahlreich gewesen sein werden, da sonst das Verfahren wohl eine größere Verbreitung gefunden haben würde. Die Form der Anweisung des Jakobus hat nun auf Lemme den Eindruck einer Vorschrift gemacht, welche für die christlichen Gemeinden aller Zeiten giltig sei. Man wird einem bloßen Eindruck keine allzu große Bedeutung beimessen dürfen. Die Stelle macht ja unleugbar auch den Eindruck, daß von solch einer Krankenbehandlung Jakobus einen unfehlbar gewissen Erfolg erwartete. Und doch sind ohne Frage auch damals vergebliche Heilungsversuche unternommen worden; denn andernfalls würde ja, wie schon ein älterer Ausleger bemerkt hat, in den Kreisen, welche die Kranken nach der Vorschrift des Jakobus behandelten, niemand gestorben sein. Das ganze Neue Testament enthält keine ähnliche Vorschrift. Deshalb kann auch der Eindruck, den eine vereinzelte Stelle macht, unmöglich maßgebend sein für die Ausgestaltung einer förmlichen Praxis der Gebetsheilung. Es ist nun überdies noch

ein besondres Mißgeschick, daß die Theoretiker und Praktiker der Gebetsheilung einen sehr wesentlichen Punkt in der Anweisung des Jakobus, auf welche sie sich stützen, ganz übersehen haben. Die von Jakobus vorgeschriebene Salbung mit Oel hat nicht den Sinn einer symbolischen Handlung; das Oel soll vielmehr offenbar als Heilmittel angewendet werden, wie Lemme ganz richtig erkannt hat. Was müßten sich daraus diejenigen, welche die Kranken „nach Jak. 5 behandelt" wissen wollen, entnehmen? Dieses, daß sie die Anwendung eines Heilmittels nicht unterlassen dürften. Eine medizinische Autorität kann die heilige Schrift für uns nicht sein, sodaß auch das buchstäblichste Schriftverständnis nicht daran denken darf, in der empfohlenen Salbung mit Oel eine für alle Zeiten giltige medizinische Vorschrift zu sehen. Wenn die Vertreter der Gebetsheilung der Weisung des Jakobus wirklich folgen wollen, so müssen sie die nach dem jetzigen Stande der medizinischen Wissenschaften zweckmäßige Arzenei anwenden, in dem Vertrauen, daß Gott dieselbe segnen werde. Sie können also den Arzt bei ihren Gebetsheilungen garnicht entbehren, und ihre bisherige Praxis, so schriftgemäß sie auch sein will, ist durchaus nicht schriftgemäß.

Doch es scheint jetzt da zu sein, was Lavater so ängstlich suchte: die Wunder der apostolischen Zeit. Lemme kann über eine ganze Anzahl wunderbarer Heilungen berichten. Er konstatirt auf Grund derselben „ein breites Gebiet wirklicher Thatsachen," das ihm so gesichert erscheint, daß er die, welche demselben ihre Anerkennung versagen, der „rationalistischen prinzipiellen Leugnung" bezichtigt. Auf die Gefahr hin, diesem Urteil zu verfallen, kann ich dennoch große Bedenken gegen diese „Thatsachen" nicht unterdrücken. Man sehe sich diese Thatsachen an! In einer Reihe von Fällen ist für Kranke gebetet worden, und sie wurden gesund. Es darf hinzugefügt werden: in einer andern Reihe von Fällen ist für Kranke gebetet worden, und sie wurden nicht gesund. Die Genesung trat meistens erst allmählich ein. Darf man da von „Thatsachen" der Gebetsheilung sprechen? Dazu müßte doch der Zusammenhang zwischen Gebet und Heilung viel offenkundiger sein. Wer kann denn im Ernst eine allmähliche Genesung als unleugbare Thatsache einer Gebetsheilung hinstellen; wer kann beweisen, daß nicht der Kranke auch so gesund geworden wäre? So gut manche nicht gesunden, trotzdem für sie gebetet ist, so gut werden manche, auch von den Aerzten aufgegebene, gesund, ohne daß für sie gebetet ist. Ich leugne nicht, daß Gott Gebete erhört; aber ich leugne, daß man bloße Möglichkeiten zu sichern Thatsachen stempeln darf, um sich daran zu einer ständigen Praxis der Gebetsheilung zu ermutigen.

Sind die Erfolge der Gebetsheilung zweifelhaft, so ist ihre Voraussetzung noch zweifelhafter. Die Vertreter der Gebetsheilung mögen es durch noch so viele Einschränkungen vor sich selbst zu verbergen suchen, ihre Voraussetzung ist doch, man könne Gott durch das Gebet bewegen, etwas zu geben, was er sonst nicht würde gegeben haben. Und diese Auffassung des Gebets ist nicht die christliche. Der Christ wird wie in allen Nöten des Lebens, so auch in Krankheiten sich glaubensvoll zu dem wenden, in dessen Händen alles steht. Dieser Gott weiß allein, was uns wahrhaft gut ist, und wir haben das Wort des Heilands, daß der himmlische Vater seinen Kindern gute Gaben geben wolle. Dagegen wissen wir nicht, was uns wahrhaft gut ist. Allerdings ist die Krankheit ein Uebel, und der Versuch, dasselbe mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln zu beseitigen, ist nicht bloß ein berechtigter, sondern sogar ein pflichtgemäßer. Auf der andern Seite wissen wir aber als Christen auch, daß die Krankheit wie alle Uebel in Gottes Hand ein Mittel sein soll, zu unserm wahren Besten mitzuwirken. Wenn wir nun nicht wissen, was in dem einzelnen Falle für uns das wahrhaft Gute ist, so können wir auch niemals wissen, ob das Aufhören einer Krankheit wirklich zu unserm Besten dient. Noch viel weniger können wir darüber bei Krankheiten andrer im Klaren sein. In dem christlichen Gebet kann deshalb eine unbedingte Bitte um Genesung oder um Gewährung irgend eines andern Wunsches keinen Platz finden. Wir dürfen nie den Vorbehalt vergessen, den auch Christus gemacht hat: nicht wie ich will, sondern wie du willst. Es klingt freilich fromm und gläubig, wenn einem gesagt wird: ein Gebet, das nicht zuversichtlich an die Thüre Gottes klopfe, sei ein lahmes Gebet, dessen Kraft von vornherein gebrochen sei durch ein Mißtrauen gegen Gottes Allmacht. In Wirklichkeit ist es sehr unfromm geredet; denn eine unbedingte Bitte um Gewährung eines Wunsches verrät ein Mißtrauen gegen Gottes Liebe. Wer von Gottes Liebe wirklich nur das Beste erwartet, wird nie sein eignes Wünschen ohne Einschränkung vor Gott geltend machen, eben weil er zuversichtlich glaubt, daß Gott nur das uns geben kann, was für uns das Beste ist. Ein uneingeschränktes Gebet geht von der Voraussetzung aus, daß Gott nach Willkür Gesundheit oder Krankheit verhänge, während er doch nichts andres verhängen kann, als was seiner Liebe, die immer unser Bestes will, entspricht. Die Wünsche des kurzsichtigen Menschen können für ihn nicht maßgebend sein. Ein christliches Gebet für die eigne oder andrer Gesundheit wird darum immer nur als ein innerer Kampf verlaufen können, in welchem der dringende Wunsch nach Gesundung mit dem Glauben an Gottes väterliche Liebe ringt; nach der Praxis der Gebetsheilung wäre das Gebet ein Kämpfen menschlicher Bitten mit dem Gott, von dem man voraussetzt, daß er Glück und Unglück willkürlich spende und durch dringendes Bitten unsern Wünschen geneigt gestimmt werden könne. Solch ein Gebet kann, wenn es nicht erhört wurde, der Seele keinen Frieden geben. Jener Kampf aber zwischen dem eignen Wünschen und dem Glauben an Gottes väterliche Güte soll mit der stillen Ergebung in Gottes Willen enden. So macht das gläubige Gebet die Seele stille und zur innern Ueberwindung des Leidens stark. Der Christ kann zuversichtlich glauben, daß Gott die Bitte des Glaubens erhört; mag auch der äußere Druck nicht von ihm genommen werden, das Vertrauen zu Gottes väterlicher Liebe und damit die Ergebung in seinen Willen, sowie die innere Widerstandsfähigkeit gegen das Leiden wird durch jedes glaubensvolle Gebet gestärkt. Und wo die Kraft zu tragen vermehrt wird, da wird die Last vermindert. Wie Luther einmal sagt: „Ein Christ weiß, daß ihm nicht versagt wird, was er gebeten hat, und erfährt's auch also in der That, daß ihm geholfen wird in allen Nöten; und ob er nicht so bald davon erlöset wird, so weiß er doch, daß das Gebet angenehm und erhöret ist, und Gott ihm giebt, daß er's ertragen und überwinden kann: welches ist eben so viel, als wäre es von ihm weggenommen, und heißt nicht mehr ein Unglück oder Plage, nachdem es überwunden ist." In der Not der Krankheit haben Unzählige diese Wirkung des Gebets erfahren. Aber wir sind nicht so gestellt, daß wir auf äußere Erfolge des Gebets mit irgend welcher Bestimmtheit rechnen dürften. Jede Anwendung des Gebets, welche diese Erwartung zur Voraussetzung hat, werden wir als einem unterchristlichen Standpunkt entstammend abweisen müssen. —

Der Verfasser der Schrift, welche der Anlaß zu unsern Ausführungen geworden ist, hat über den Segen der Krankheit und über die Kraft zur geduldigen Ergebung, welche aus dem Gebet kommt, manches gute Wort geredet. Aber der in seiner Allgemeinheit freilich nicht anzufechtende Satz: Kranksein sei nicht unsre eigentliche Lebensbestimmung, verleitet ihn zu der Anweisung, unbedingt um Aufhebung der Krankheit zu bitten. Nur wenn wir „an irgend einem Punkte erkennen, daß Gottes Wille unabänderlich ist, sagen wir: Dein Wille geschehe!" Also erst dann! Erinnert das nicht an ein ungeberdiges Kind, das sich dann erst zur Zufriedenheit bequemt, wenn es sieht, daß es seinen Willen durchaus nicht durchsetzen kann? Und das will man anpreisen als die wahrhaft christliche Auffassung des Gebets?

Der Umstand, daß die Frage nach der Bedeutung des Gebets für die Krankheit uns durch das Leben oft genug nahe gelegt wird, mag die Ausführlichkeit dieser Erörterung rechtfertigen. Dazu kommt noch, daß das Auftreten einer stark amerikanisch gefärbten förmlichen Praxis der Krankenheilung durch das Gebet, die noch obendrein durch die theologische Wissenschaft sich als eine rechtgläubige und christliche rechtfertigen lassen will, alle Beachtung verdient. Denn es zeigt, wie nahe auch heutzutage die Gefahr liegt, die Kraft und den Trost des Evangeliums zu materialisiren und Wundern und Zeichen eine

Bedeutung beizumessen, die ihnen nach ausdrücklichen Erklärungen des Herrn nicht zukommt. Und was dürfte man erwarten, wenn die Propaganda für diese Sache größere Erfolge haben sollte, wenn gar der Wunsch in Erfüllung ginge, daß der geistliche Stand, bei dem man noch sehr viele Kräfte verborgen glaubt, die noch nicht genug geweckt sind, sich mit der Praxis der Gebetsheilung befreunden möge? Man halte das nicht für schlechthin unmöglich! Haben wir doch mehr als einmal erleben müssen, daß unbesonnen hingeworfene Schlagwörter in kirchlichen Kreisen unbesehene Annahme und lauten Wiederhall gefunden haben. Zu erwarten hätte man dann aber, daß das Christentum vielen Gebildeten, die ihm aus Mißverständnis und Unkenntnis nicht geneigt sind, noch viel verdächtiger werden würde, und daß seine erklärten Gegner ihre Anschuldigung, es sei Aberglaube und ein längst überwundner Standpunkt, nur umso lauter erheben würden. Und in diesem Falle könnte man nicht einmal sagen, daß sie im Unrecht seien. J C

Die Lotzesche Philosophie innerhalb der modernen Weltanschauung

Uebersicht: Einleitung — 1. Moderne Weltauffassung — 2. Lotzes Stellung zur Naturforschung; Schranken des Wissens — 3. Ueberschätzung des Erkennens; die Welt der Gefühle — 4. Wechselwirkung der Atome; Seele, Gott — 5. Persönlichkeit und Freiheit; Optimismus, Religion.

Eine geheime Scheu überfällt wohl gebildete Christen, wenn sie von Philosophie hören. Das ist nicht zu verwundern; denn das seichte Gerede der Tagesphilosophen, wie sie so selbstbewußt aburteilen, kann auf ein religiöses Gemüt keine andre Wirkung üben. Aber darüber vergißt man leicht, daß es unter den „Weltweisen" auch edle Denker giebt, zu denen wir mit gerechtem Stolz emporsehen, ja an denen wir uns wirklich erbauen können.

Es sind erst wenige Jahre seit dem Tode eines solchen Mannes verflossen, der auf der Höhe des modernen Wissens gestanden, aber zeitlebens aus jener wissenschaftlichen Entsagung Ernst gemacht hat, welche auf einen großen Ruf unter den Massen verzichtet und in stiller Gelehrtenarbeit das Ihre schafft. Deshalb ist in Tagesblättern und Zeitschriften wenig von ihm geredet, und mancher Gebildete kennt gar den Namen nicht. Zwar lebt Hermann Lotze in seinen Werken und in der begeisterten Anhänglichkeit seiner Schüler fort, welche in ihren verschiedenen Berufsarbeiten die Anschauungen des Meisters bethätigen. Aber diese Anschauungen selber sollten doch, wenigstens in großen Zügen, auch unmittelbar mehr Gemeingut der Gebildeten werden. Wie sehr können sie doch den Sinn aus der Welt der oberflächlichen Alltagsmeinungen emporheben und das Gewirr moderner Selbstgewißheit, die sich wissenschaftlich dünkt, verstummen machen!

Ihr Verständnis ist nicht so entlegen, wie der Leser anfangs fürchtet, zumal da sie nicht äußerlich geistreich thun und mit Tiefsinn spielen; vielmehr fühlt man sich bald heimisch darin, und es entsteht gar bisweilen der Eindruck, als sei zur Gewinnung jener Grundanschauungen nicht erst die mühsame philosophische Forschung erforderlich gewesen. Man verstehe uns nicht falsch: Flachheiten und Einseitigkeiten findet man bei Lotze nicht; so wenig, daß eben dieser Mangel an Einseitigkeit und Härte — in Inhalt und Darstellung — der schwerstwiegende Grund ist, weshalb man nur erst in engen Kreisen seine Schriften, voran den „Mikrokosmus," würdigt. Und wieviel Wertvolles könnte man daraus lernen! Weil aber jeder denkende Christ überall den sich mächtig aufdrängenden Ideen des Zeitgeistes begegnet, so hat es uns doppelt wichtig geschienen, die Leser dieser Blätter mit der Stellung des hervorragenden Denkers zur modernen Weltanschauung einerseits und zum Christentum anderseits, wenn auch nur in gedrängter Uebersicht, bekannt zu machen. Glaube und Wissenschaft sind einander nicht fremd.

Mit Absicht beschränken wir unsre Erörterungen auf das in Lotzes kurzgefaßten „Grundzügen" vorliegende Material und lassen den ganzen übrigen Reichtum beiseite. Diese „Grundzüge," denen wir oft wörtlich folgen, sind neun kleine, nach Lotzes Tode herausgegebene Hefte über die verschiednen Fächer der Philosophie. Sie sind als Diktate in den Universitätsvorlesungen entstanden und zunächst nicht zur Veröffentlichung bestimmt, aber von sorgsamer Hand den Schülern des Philosophen und solchen, die von ihm lernen möchten, in dankenswertester Art dargeboten. (Leipzig, bei S. Hirzel, 1881—1887; das letzte dieser Hefte, eine kurze Geschichte der Philosophie, erscheint demnächst.)

1. Moderne Weltauffassung

Das geistige Leben der Gegenwart steht unter der Herrschaft der exakten Wissenschaften. Sie bemühen sich um die Feststellung des objektiven Thatbestandes, um die Ermittlung der kausalen Zusammenhänge. Nüchternheit ist ihr Grundzug, Ablehnung alles Unklaren, Subjektiven, Willkürlichen. Die Geschichtsforschung feiert Triumphe, weil sie auf die „Quellen" zurückzugehen gelernt hat; die Naturwissenschaft größere, weil sie durch Rechnung, Experiment und Hypothese zu einer, wie es scheint, zureichenden Erkenntnis und Beherrschung der Natur gelangt ist. Durch die Macht des Erfolges ist sie zur Herrscherin der Zeit geworden. Sie übt ihr Regiment als Hüterin der Gesetze, denen sowohl die Welt der Sachen als die Organismen unterliegen. Diese Gesetze sind in ihrer einfachsten Form bloß Antworten auf die oft wiederholte Frage, welches Resultat bei Einwirkung eines Elements auf ein andres jedesmal entstehe; aber allmählich haben sie auch die buntesten Gestaltungen und Verhältnisse der Wirklichkeit umspannt. Gerade der Ungläubigste erkennt willig ihre Macht an, und selbst den Gleichgiltigen fesselt die Darstellung dieser Naturgesetze und die gesetzmäßige Anwendung der in der Natur verborgenen „Kräfte."

Dieses gespannte Interesse, welches naturwissenschaftlichen Fragen entgegengebracht wird, ist umso auffallender, je geringeren Zulauf bereits die Darstellungen der exakten oder (wie man auf diesem Felde sagt) objektiven Geschichtsforschung finden. Aber blicken wir tiefer! Mit dem aufrichtigen Vergnügen, welches man an der naturwissenschaftlichen Forschung, an ihrer experimentellen Vorführung und praktischen Benutzung hat, paart sich allermeist bei der Betrachtung des individuellen Lebens, und wenn der Blick einmal die großen Weltzusammenhänge streift, ein drückendes Gefühl des Zwanges, der unwillkommene Eindruck, daß alles nun einmal so kommen müsse, wie es komme, weil es gesetzlich nicht anders kommen könne. Hinter dem Getriebe des thätigen Alltagslebens begegnen wir allerwärts nicht der königlichen Freudigkeit des naturbeherrschenden Menschengeistes, sondern der lastenden Anerkennung einer bald stumm, bald murrend ertragenen Knechtschaft, und bereits in jungen Jahren verkümmert die Poesie der menschlich schönen Persönlichkeit, welche die freie Entfaltung der eingebornen Kräfte allerwegen gehemmt sieht. Die Gesetze herrschen. Selbst in Gebiete, wo sonst der menschliche Wille nicht bloß für frei, sondern für eminent verantwortlich galt, drängen sie sich ein; wollten doch statistische Gesetze vorschreiben, wieviel Menschen in diesem oder jenem Lande bis zum Schlusse des Monats den Selbstmord begehen müssen. Aber lassen wir solche äußerste Fälle außer Acht, so bleibt doch diese Hauptsache unbestritten: jeder Mensch von heute, welcher über sich nachzudenken beginnt, sieht sich — wir wagen den neuen Ausdruck — inmitten eines großartigen Spinngewebes von Gesetzen, dem er sich nicht entziehen kann, und vor welchem er das Hüben und das Drüben zu vergessen Gefahr läuft. L B

Anfang und Ende des Kulturkampfes

2

Wir haben in einem ersten Artikel unter dieser Ueberschrift die neuerdings von der Nordd. Allg. Z. veröffentlichten Aktenstücke beleuchtet, durch deren Veröffentlichung Fürst Bismarck dem von einer bewußten Geschichtsfälschung unternommenen Versuche entgegen tritt, den Beginn des jetzt beendeten Kulturkampfes auf eine Feindseligkeit des Staates gegen die katholische

Kirche zurückzuführen. Bei der Hartnäckigkeit, mit welcher gleichwohl immer von neuem ultramontanerseits der Staat und dessen gesetzgebende Faktoren für den Beginn des Kampfes verantwortlich gemacht werden, erscheint es nötig, noch einmal in einem flüchtigen Rückblick an die Thatsache zu erinnern, daß es lediglich die Bildung der Zentrumspartei und die von derselben gegen das neubegründete deutsche Reich eingenommene feindselige Stellung gewesen ist, wodurch dem Staate der Kampf aufgedrängt wurde.

Kaum war das deutsche Reich unter den gewaltigen Ereignissen des französischen Krieges geeinigt, als die katholische Partei, welche sich unter dem Eindrucke der französischen Niederlagen und des infolge davon eingetretenen Verlustes der weltlichen Herrschaft des Papstes gebildet hatte, an den noch zu Versailles weilenden Kaiser eine Deputation sandte mit der Bitte, die neugewonnene Macht Deutschlands für die Wiederherstellung des Kirchenstaates und der weltlichen Herrschaft des römischen Stuhles geltend zu machen. Als diesem Ansinnen keine Folge gegeben wurde, entstand von vornherein in ultramontanen Kreisen eine Mißstimmung gegen Kaiser und Reich, durch welche der konfessionelle Friede des neuen Reiches je länger je mehr bedroht schien. Auch wenn es nicht geradezu ausgesprochen wurde, lag dieser Mißstimmung hauptsächlich der Unmut über das evangelische Kaisertum zu Grunde, das an die Spitze Deutschlands getreten war. Fürst Bismarck erkannte mit scharfem Blick in der Bildung einer besondern katholischen Fraktion, welche sich unter der Bezeichnung Zentrum neben die eigentlich politischen Parteien stellte, eine Mobilmachung gegen das Reich, und er mußte sich, wie er selbst wiederholt ausgeführt hat, die Frage vorlegen, ob dieses streitbare Korps, welches zweifellose Anhänger der Regierung aus ihren Sitzen verdrängte und gänzlich unbekannte Leute, die in den Wahlkreisen niemals gesehen waren, durch einfachen Befehl der Zentralleitung bei der Wahl durchsetzte, der Regierung verbündet sein oder ihr feindlich gegenüber treten würde. Sehr bedenklich mußte schon erscheinen, daß an die Spitze der neu gebildeten konfessionellen Fraktion ein Mann wie Windthorst trat, der, um mit Worten des Fürsten Bismarck selbst zu reden, „von Anfang an nur ungern und mit Widerstreben der preußischen Gemeinschaft beigetreten ist, der bisher niemals durch seine Haltung bekundet hat, daß er diesen Widerwillen überwunden habe, ein Mitglied, von dem ich noch heute zweifelhaft bin, ob ihm die Neubildung des deutschen Reiches willkommen ist, ob er in dieser Gestalt die deutsche Einigung annehmen will oder ob er sie lieber garnicht gesehen hätte.“ Dazu kam, daß das Zentrum sich bereitwillig Elemente aneignete, deren fortdauernder prinzipieller Widerspruch gegen den preußischen Staat und gegen das deutsche Reich offenkundig war, daß es Protestanten in seine Mitte aufnahm, die mit dieser Partei nichts gemein hatten, als die Feindschaft gegen das deutsche Reich und Preußen. Dennoch ließ Fürst Bismarck fast noch ein ganzes Jahr vergehen, bevor er den Kampf gegen das Zentrum einleitete. Er versuchte es, so lange als möglich sich zuwartend zu verhalten, trotzdem schon die ersten Kundgebungen der Zentrumsfraktion darüber keinen Zweifel ließen, daß dieselbe kein andres Ziel verfolgte, als die alten, lange begrabenen Ansprüche des Papsttums neu zu beleben und nicht allein den Streit der Konfessionen, sondern auch den Kampf der geistlichen und weltlichen Gewalt wiederum wach zu rufen. Es ist in dieser Beziehung an zwei Anträge zu erinnern, welche das Auftreten des Zentrums im ersten deutschen Reichstage kennzeichnen. Als der Reichstag vor dem Eintritt in seine eigentlichen Aufgaben in Erwiderung der Thronrede und in Uebereinstimmung mit dem Sinn und Geist derselben eine Adresse an den Kaiser zu erlassen und darin auszusprechen gedachte, daß in dem neuen deutschen Reiche „die Tage der Einmischung in das innere Leben andrer Völker unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren sollen,“ da glaubte die katholische Partei sich einer solchen Aeußerung nicht anschließen zu dürfen, vielmehr dem deutschen Reiche die Möglichkeit offen halten zu müssen, für den päpstlichen Stuhl einzutreten, unter Umständen auch mit einer bewaffneten Intervention.

Der andre vom Zentrum eingebrachte Antrag betraf die Aufnahme der sogenannten „Grundrechte“ in die Reichsverfassung und zwar namentlich zu Gunsten der Preßfreiheit, des Vereinsrechtes, sowie der religiösen Freiheit und Selbständigkeit der Kirchen. In allen diesen Beziehungen verlangte die katholische Partei die Aufnahme der preußischen Verfassungsbestimmungen in die Reichsverfassung. Es war umso auffallender, daß dieser Antrag gerade vonseiten derjenigen Partei gestellt wurde, welche die Interessen der katholischen Kirche zu vertreten vorgab, als in den Grundrechten, deren Aufnahme man forderte, bürgerliche und religiöse Freiheiten gewährleistet werden, welche der Papst erst kurz zuvor im Syllabus als „große Irrtümer und verderbliche Lehren“ verdammt hatte. Es lag auf der Hand, daß es der katholischen oder Zentrumspartei nur darum zu thun war, den auf die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Kirche bezüglichen Artikel 15 der preußischen Verfassung auf ganz Deutschland übertragen zu sehen, um mit Hilfe desselben die Machtbefugnisse der römischen Kirche in ähnlicher Weise zu erweitern, wie es durch geschickte Ausnutzung und Auslegung jenes Artikels in Preußen unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. in so ausgiebigem Maße geschehen war.

Nach diesen Vorgängen konnten die eigentlichen Ziele der Zentrumspartei für niemanden mehr einem Zweifel unterliegen, und so ernstlich auch die Regierung nach wie vor, ohne infolge der inzwischen eingetretenen Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas ihre Stellungnahme zu ändern, gewillt war, der katholischen Konfession ihre volle Freiheit der Bewegung zu gestatten, so durfte sie doch nicht zugeben, daß dieselbe außerhalb ihres Gebietes eine Herrschaft übe, durch welche wesentliche Rechte der Staatshoheit in Frage gestellt wurden. Auch nachdem der vom Zentrum ausgegangene und durch die zweideutige Haltung, welche die Kurie zu den Bestrebungen desselben einnahm, von Rom aus mittelbar geförderte Kampf mit der Aufhebung der katholischen Abteilung im Kultusministerium und mit der Einbringung des Schulaufsichtsgesetzes begonnen hatte, ist in jedem einzelnen Stadium desselben immer wieder aufs schärfste die Friedfertigkeit der Regierung und ihre Bereitwilligkeit zu einer bis an die äußerste Grenze des Entgegenkommens möglichen Versöhnlichkeit betont worden. Wenn in weiten Kreisen der evangelischen Kirche heute die Meinung verbreitet ist, als ob Fürst Bismarck erst neuerdings ein Entgegenkommen gegen die Ansprüche der römischen Kirche zeige, das ihm früher fern gelegen habe, so erfordert die Gerechtigkeit, an solche Aussprüche desselben zu erinnern, in denen sich schon in der Zeit des beginnenden Kampfes das lebhafte Bestreben zur Wiederherstellung des Friedens kund giebt. Es war in den Tagen des heftigsten, leidenschaftlichsten Kampfes, als Fürst Bismarck am 10. März 1873 wörtlich sagte: „Der Kampf des Priestertums mit dem Königtum, der Kampf in diesem Falle des Papstes mit dem deutschen Kaiser, wie wir ihn schon im Mittelalter gesehen haben, ist zu beurteilen wie jeder andre Kampf: er hat seine Bündnisse, er hat seine Friedensschlüsse, er hat seine Haltepunkte, er hat seine Waffenstillstände.“ Durch die schärfsten Reden bei den hochgehenden Wogen des Kampfes klingt doch immer die Hoffnung hindurch, daß wieder ein friedliebender Papst kommen werde, mit dem sich eben Frieden schließen lassen werde. Insofern darf daher Fürst Bismarck mit vollem Rechte den wider ihn erhobenen Vorwurf einer Verleugnung früherer Grundsätze entschieden zurückweisen.

Dagegen wird man darüber gerechte Zweifel hegen dürfen, ob die vonseiten des Zentrums drohenden Gefahren, welche damals für die Aufnahme des Kampfes bestimmend und entscheidend gewesen sind, in der That als beseitigt angesehen werden dürfen. Man fragt billig, was vonseiten des Zentrums geschehen ist, um die Hoffnung zu rechtfertigen, daß dasselbe in Zukunft eine minder reichsfeindliche Haltung einzunehmen gesonnen sei, und worauf sich die Annahme gründet, daß der konfessionellen Frieden im Reiche durch den Fortbestand dieser konfessionellen Partei heute minder bedroht ist, als in den Tagen des beginnenden Kampfes. Fürst Bismarck scheint sich freilich von der durch ihn angerufenen Einmischung des Papstes in die preußische Gesetzgebung, die es

ihm ermöglicht hat, über die Köpfe des Zentrums hinweg sich mit der Kurie zu verständigen, den Erfolg zu versprechen, daß der Einfluß des Zentrums und seine agitatorische Macht bei den Wahlen untergraben und gebrochen werden wird. Wir wollen wünschen, daß er in dieser Erwartung Recht behält. In der That ist ja auch dem Zentrum eins der wirksamsten Agitationsmittel nun aus den Händen gewunden, welches darin bestand, daß in der katholischen Bevölkerung fort und fort die Meinung verbreitet werden konnte, eins der ersten Rechte des Staatsbürgers, das der freien Religionsübung, sei den Katholiken in Preußen verkümmert. Nachdem der Papst in unzweideutiger Weise seine Befriedigung über die der katholischen Kirche gemachten Zugeständnisse ausgesprochen hat, wird und muß dieses Agitationsmittel seine Zugkraft verlieren. Aber bei alledem vermögen wir uns der Befürchtung nicht zu verschließen, daß auf einen baldigen Zerfall des Zentrums auch jetzt noch nicht zu rechnen ist, und daß bei einem längern Fortbestande desselben die Gefahren, die Fürst Bismarck jetzt beschworen zu haben glaubt, unter einem minder friedlich gesinnten Papste von neuem in verschärftem Maße sich geltend machen werden.

Schließlich nötigt uns unser Rückblick auch noch der erst neuerdings wieder aufgestellten Behauptung entgegenzutreten, daß allein der Liberalismus für den Kulturkampf verantwortlich sei, der ihn aus Feindschaft gegen die Religion geschürt und geführt habe. Im Abgeordnetenhause wurde der Kulturkampf geradezu als ein aus langer Hand vorbereiteter Kampf des Liberalismus gegen die Kirche bezeichnet, bei welchem es darauf abgesehen gewesen sei, in Kirche und Schule den flachen Rationalismus einzuführen. Mag Feindschaft gegen die Religion bei solcher Gelegenheit vielfach offen zu Tage getreten sein, so irrt man doch, wenn man glaubt, den ganzen Kulturkampf aus rationalistischen und atheistischen Bestrebungen erklären zu können. Man vergißt dabei völlig, daß die seit 1850 entstandene staatsrechtliche Stellung der katholischen Kirche in Preußen ebenso die Souveränität des Staates, wie die evangelische Kirche mit den ernstesten Gefahren bedrohte. B R

Grund und Absicht der neuen Kirchengesetze

Bei der Frage nach den politischen Gründen, von welchen Fürst Bismarck bei den so außerordentlichen Zugeständnissen an die Kurie geleitet gewesen, hat man, wie ich glaube, einen, und zwar den hauptsächlichsten, mehr oder weniger übersehen. Man hat auf das Bedürfnis der Staatsregierung nach beständigen Majoritäten hingewiesen; man hat davon gesprochen, daß die konservative Macht der römischen Kirche für die drohenden Gefahren der Zukunft notwendig sei u. a. m. Allein so gewiß das erste begründet erscheint, so wird sich doch die Regierung gesagt haben, daß diese Rechnung auch sehr trügen könnte. Die „katholische Partei" des preußischen Abgeordnetenhauses hat auch in der tiefen „Friedenszeit" 1850 bis 1866, als die römische Kirche dieselbe Freiheit hatte, die sie jetzt wieder bekommen soll, niemals aufgehört, dem Staate argwöhnisch und feindselig gegenüberzustehen, und eine Partei, welche wie das jetzige Zentrum zu so außerordentlicher Stärke herangewachsen ist und diese Stärke samt dem aus ihr entsprungenen Selbstgefühl eben durch den Kampf mit dem preußischen Staate erlangt hat, eine Partei, die so ausschließlich Kampf- und Streitpartei ist, wird nicht so bald die ihr gebotene Friedenspfeife annehmen oder gar — das Wort in einer andern Bedeutung genommen — nach der Pfeife der Staatsregierung tanzen. Durch Schwierigkeiten aller Art, die sie der Regierung im Parlament von Zeit zu Zeit, und zwar gerade bei besonders entscheidenden Fragen bereitet, wird sie vielmehr hoffen, die letzten Reste dessen, was ihr noch zu wünschen bleibt, sicherer zu erzielen, als durch stetes geschmeidiges Zusammengehen mit ihr. — Was aber die staats- und gesellschaftserhaltende Macht der römischen Kirche betrifft, welche von der Herrenhauskommission in solchen Tönen gefeiert worden ist, daß selbst die Kölnische Zeitung dazu bemerkt hat, man könne sich nur wundern, warum nicht diese vortreffliche Kirche sofort zur einzigen Staatsreligion erhoben und die andern unter Polizeiaufsicht gestellt würden, so sind die Erfahrungen, die man mit dieser ihrer Eigenschaft in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, der Art, daß sich auch eine blinde Staatsregierung darüber nicht täuschen könnte, geschweige denn ein so scharfes und weites Auge, wie das des Fürsten Bismarck.

Und doch muß es ein Interesse allerersten Ranges sein, um das es sich handelt. Gegenüber den einstimmigen Ausführungen der deutschen Abgeordneten aus den polnischen Provinzen, daß die vom Staate energisch unternommene Abwehr der Polonisation unter den neuen Kirchengesetzen ganz unmöglich sei, daß die Orden vor allem immer das Hauptwerkzeug der Polonisation gewesen seien, und gegenüber denselben Bedenken, die sich für Elsaß-Lothringen erheben, hat Fürst Bismarck mit Nachdruck geltend gemacht, das sei ihm wohl bewußt, aber er könne die Interessen des ganzen Staates nicht hinter die noch so wichtigen einer einzelnen Provinz stellen.

Die Gründe können schließlich, so unwahrscheinlich es klingen mag, nur gerade in der revolutionären Macht liegen, die der römische Klerus zumal in seinen untern Schichten während des Kulturkampfes und bis heute entwickelt hat. Schon in den Anfängen des Streites zeigte die ultramontane Presse, die Wahlaufrufe, Kaplansblättchen u. s. w., daß die Verhetzung der Massen gegen den Staat vorzugsweise mit den Mitteln der sozialistischen Aufreizung gegen die höhern Klassen und damit gegen die heutige Ordnung der Gesellschaft unternommen wurde. Fürst Bismarck selbst hat das gerade während des Kampfes immer wieder hervorgehoben. Und wenn sich die ultramontane Presse dessen zu rühmen pflegt, daß gerade in den Kreisen, wo das Zentrum seine festen Sitze habe, die Sozialdemokratie keinen Boden finde, so weiß jeder, der die Verhältnisse auch nur einigermaßen verfolgt hat, daß der Grund dieser — übrigens durchaus nicht überall zutreffenden — Erscheinung wesentlich darin liegt, daß der römische Klerus die Verhetzung selbst schon so gründlich besorgt hat, daß der sozialdemokratischen Agitation nichts übrig bleibt, als — zuzusehen, bis die Früchte ihr ganz von selbst in den Schoß fallen. So liegt es am Rhein, so im Elsaß, so in den polnischen Distrikten. Die Ernte ist aber, darauf deutet mehr als ein Zeichen, der Reife nahe: das wird auch die Regierung sehr wohl wissen.

Wenn sie nun der römischen Kirche diese enorme Freiheit zu neuer Machtentfaltung bietet, so wird sie nicht hoffen, jener Bewegung dadurch Einhalt zu thun, daß sie die Kapläne und Vereinsführer durch die äußersten Konzessionen umstimmt; sie wird auch allmählich die Erfahrung gemacht haben, daß in diesen Schichten der römischen Bevölkerung nicht auf Dank zu rechnen ist, daß vielmehr jede Nachgiebigkeit den alten Haß gegen den protestantischen Staat nur durch das Gewicht der Verachtung gegen seine Schwäche mehrt. Aber sie betrachtet ihr Unternehmen ja nicht als einen Friedensschluß mit diesen Schichten, sondern gegen sie. Sie will Frieden mit Rom schließen — den aber kann sie nicht bekommen ohne solche Zugeständnisse — und sie hofft dann die Macht des befreundeten Papsttums gegen die aufwieglerische Thätigkeit der Geistlichkeit in Bewegung setzen zu können.

Gebe Gott, daß diese Rechnung sich nicht auch als trügerisch erweise, daß nicht alle Preisgebung der Rechte des Staates wie der evangelischen staatstreuen und wahrhaft staatserhaltenden Majorität doch kein Ergebnis hätte! Es wäre wahrlich das erstemal nicht, daß die Entfesselung der klerikalen Macht die Revolution, die man fürchtet und die man eben dadurch abzuwenden hofft, erst recht zeitigte. Die Erfahrungen dieser Art sind zahlreich genug, die entgegengesetzten umso seltener. Es wird sich erst zeigen müssen, ob die Kurie den guten Willen und die Macht haben wird, die Arbeit zu thun, die Fürst Bismarck von ihr erhofft. An den persönlichen guten Willen des jetzigen Papstes mag man ja gerne glauben: aber welchen Widerstand sein Wille an der Kurie selbst und durch die verschiednen Instanzen hindurch bis in die letzten Ausläufer hinab finden wird, und was endlich nach seinem Ableben kommen wird, wer vermöchte das zu sagen! Die Erfahrungen, die in ersterer Beziehung die englische Regierung gegenüber dem irischen Gespenst gemacht hat, sind in aller Erinnerung: eine einmalige Ermahnung seitens des Papstes; höhnische und rebellische Antwort seitens

der irischen (bischöflichen wie nichtgeistlichen) Leiter, und darauf Stille von ersterer und die alte nachhaltige Thätigkeit von letzterer Seite.

Das evangelische Volk aber wird es schmerzlich genug empfinden, daß gerade die staats- und gesellschaftsfeindliche Arbeit der römischen Kirche ihr schließlich die weitestgehende Freiheit, die völlige Durchbrechung der Dämme bringt, die bisher ihrer Propaganda und ihrem steten Kampfe gegen die evangelische Kirche entgegenstanden. Lassen wir uns dadurch nicht verstimmen und niederdrücken! Heben wir vielmehr das Haupt hoch, sammeln wir unsre Kräfte, pflegen wir in unsrer Mitte den weitherzigen Gemeinsinn, die Opferfreudigkeit für die evangelische Sache im Vaterlande wie in der Welt draußen. Und ob die Welt voll Teufel wär' — das Reich muß uns doch bleiben!

Vereine gegen Bettelei oder Herbergsvereine?

Ein Vorschlag zur Güte

1. Der gegenwärtige Zustand

Es giebt Leute genug, welche behaupten, die Vereine gegen Bettelei seien im Grunde Vereine für Bettelei. Wie so? — Das Gesetz verbietet bekanntlich das Betteln und stellt es unter Strafe; diese Vereine, so sagt man, fordern zum Betteln auf, indem sie bestimmte Orte und Personen bezeichnen, wo jeder mittellose oder als mittellos sich auszugeben geneigte Reisende um eine Unterstützung in Geld oder Naturalien zu bitten befugt sein soll. Sie machen also ein Loch in das Gesetz.

Aber dem ist nur scheinbar so. Das Loch im Gesetze ist schon da; die Vereine bemühen sich nur, dasselbe zu stopfen. Ob sie dies in der richtigen Weise thun, das ist eine andre Frage; aber sie haben das Loch nicht gemacht, sondern sie haben sich nur gebildet, um einen Damm zu bauen gegen eine wahre Sintflut moralischer und wirtschaftlicher Unordnung, welche zu allgemeinem Schaden, Aerger und Verdruß durch die schon vorhandene Lücke hereinbrach. Die Feuerwehr ist nicht schuld daran, daß es brennt, und die „Stromerwehr," der Antibettelverein, ist nicht schuld daran, daß gebettelt wird. Auch die Feuerversicherung ist nicht schuld daran, daß es brennt; aber sie ist doch auf der Hut und trifft alle Vorsichtsmaßregeln dagegen, damit nicht absichtlich gebrannt, d. h. zu ihrem Schaden Brandstiftung geübt wird.

Ebenso notwendig ist es, daß die Vereine gegen Bettelei sichere Vorkehrungen dagegen treffen, daß das Betteln nicht Gewohnheitssache, willkürliche Gepflogenheit gewisser zahlreicher Elemente unsrer wandernden Bevölkerung werde. Das Betteln kann vorkommen als Notsache; in diesem Falle aber ist es eigentlich kein Betteln, sondern erlaubtes Bitten, ja geradezu ein Recht der Notwehr, als solches nicht bloß von dem christlichen Gemeingefühl, sondern auch auf tieferen Stufen des sittlichen Bewußtseins anerkannt.

Unsre gesellschaftlichen und gewerblichen Verhältnisse sind voll von Notständen; tausende von Handarbeitern, Handwerksgesellen, Gewerbegehilfen, Schreibern, Kaufleuten nicht bloß, sondern auch genug Leute aus sogenannten „bessern" Ständen rutschen unversehens herunter von dem „Erwerbszweige," auf dem sie gesessen. Leider oft genug sägen sie den Ast ihrer Nahrung selber ab durch Trunk, Faulheit, Liederlichkeit jeder Art; aber wohl ebenso oft werden solche Erwerbs- und Brotlose als unschuldige Opfer eines sonstigen Notstandes, eines fremden Unglücks oder Unrechts auf die Straße geworfen. Das ist eine höchst gefährliche Situation; und mancher, der jetzt vielleicht nur zu schimpfen versteht über „diese Sorte" und über die Zumutung, dem „Vereine gegen Bettelei" mit einem anständigen Beitrage beizutreten, wäre, wenn er selbst einmal in eine solche Lage gekommen wäre, vielleicht auch ein „richtiger Stromer" und ein „Bettler von Profession" geworden.

Ich würde nicht schimpfen, aber ich würde den Vereinen, wie sie jetzt meistens noch sind, auch nur unter einer Bedingung beitreten, nämlich der, daß sie sich bessern. Diese Besserung würde ich darin erkennen, daß die Vereine kräftigst auf ihren baldigen eignen Untergang hinarbeiten müssen, indem sie etwas Vollkommeneres an ihre Stelle setzen.

Greifen wir etwas zurück. Auch im besten Staatswesen wird die Gesetzgebung Löcher und Lücken haben und behalten, und am besten ist der Staat daran, dessen Bürger Verstand und Herz genug besitzen, um durch persönliches Wirken, durch freiwilliges, einträchtiges Bemühen die Löcher zu stopfen, so gut sie es vermögen. Wenn das Schimpfen über Freizügigkeit und Gewerbefreiheit etwas hülfe, so wäre uns schon lange geholfen. Aber es nützt nichts, das Loch bleibt. Welches ist es?

Der Staat verbietet das Betteln. Er sucht das Betteln unnötig zu machen, indem er (im Unterstützungswohnsitzgesetze) gebietet, daß jeder hilfsbedürftige Deutsche an jedem Orte des Vaterlandes, wo seine Hilfsbedürftigkeit eintritt und festgestellt wird, das zum Leben Notwendige, Nahrung und Obdach, aus Gemeindemitteln erhalten soll, vorbehaltlich des Anspruchs auf Rückerstattung durch diejenige Gemeinde, wo der Hilfsbedürftige seinen Unterstützungswohnsitz hat, eventuell durch den Landarmenverband. Jeder Kundige weiß, daß dieses Gebot, so gut es gemeint ist und so notwendig sein Gedanke und Wille in einem christlichen Staatswesen sein mag, dennoch, was die arbeits- und mittellosen Wanderer betrifft, nur auf dem Papiere steht und in dieser so schön gedachten Form garnicht ausgeführt werden kann. Wie aber sonst? Darüber sagt das „Gesetz" nichts. Das ist also das „Loch." Wer soll es stopfen?

Natürlich der Staat! antworten viele Mitbürger. Wir sind etwas verwöhnt in unsern Ansprüchen an den Staat, keineswegs aber erbaut von seinen Ansprüchen an uns, von unserm Steuerzettel. Allein man denke sich die Sache nur etwas weiter durch, so wird man den Staat zunächst gern aus dem Spiele lassen. Staatliche Verpflegungsanstalten für Reisende: das wäre ein böses, gefährliches Institut! Ein Gemisch von Armenhaus und Korrektionsanstalt mit einem schwerfälligen, teuern Beamtenapparat! Eine Einladung, „armen Reisenden" zu spielen! Wir haben Gefängnisse genug und genug Vorschulen für dieselben. Es wäre ein Verderb. Die Hilfe der staatlichen Sicherheitsorgane wird in der ganzen Arbeit unentbehrlich sein, und sie wird schon jetzt von vielen einsichtigen, dem Volkswohle in hingebender Weise ohne büreaukratische Brille dienenden Beamten geleistet. Das wird auch ferner geschehen; aber es genügt nicht. Die Antibettelvereine genügen auch nicht. Dieselben arbeiten eingestandenermaßen größtenteils nur nach der Losung: „Wie schaffen wir uns die Vagabunden vom Halse?" — Wir, d. h. die Bürger von Kundenheim! Was aus unsern Nachbarn in Bettelsbach wird, und wie die sich helfen, ist uns „ganz Wurst"! Wenn diese „Handwerksburschen" nur unser Haus und Hof nicht mehr unsicher machen! Wo sie sonst unterkommen, was sie sonst treiben, kann uns einerlei sein; nur drei Schritte vom Leibe! Mit fünf Mark jährlich hat man es ja billig, sie loszuwerden — die „Vagabunden."

Daß diese „Vagabunden" zum großen Teile guter Leute Kind sind, braver Eltern und Geschwister Sorgenkinder; daß sie zum großen Teile einst genau so rechtschaffen und ehrenwert waren wie du; daß vielen von ihnen hätte geholfen werden können, wenn im Anfange ihrer abschüssigen Laufbahn eine helfende Hand ihnen gereicht wäre; daß jeder, der jetzt mit den paar Vereinsgroschen oder nach der einmaligen ordentlichen Naturalverpflegung weiter zieht, ohne zu wissen, wo er morgen sein Haupt hinlegen soll, ein von Tag zu Tag mehr gefährdeter und für andre gefährlicher Mensch wird: daran zu denken nimmt man sich keine Zeit. Wie schlimm die Zustände unter dieser Menschenklasse oft sind, wie schauderhaft die Branntweinhöllen, die allein ihnen eine Zuflucht und einen Schlupfwinkel bieten; wie sie die noch Unverdorbenen, welche die Not mit ihnen zusammenführt, zu sich herunterziehen und in ihre Netze verstricken; wie sie untereinander solidarisch verbunden sind, ihre eigne Sprache, ihren Nachrichten- und Sicherheitsdienst untereinander haben und mit erstaunlicher Geschicklichkeit handhaben: davon haben nur wenige eine Ahnung. Und das sind unsre Brüder, als Deutsche und als Christen und als Menschen. Sie sind ein Stück unsers Volkes, und wir stehen in einem gliedlichen Zu-

sammenhange mit ihnen, wenn uns das auch selten direkt fühlbar und bewußt wird. Wenn wir für diese Leute kein andres Interesse haben, als sie uns durch Palliativmittel „vom Halse zu halten," so handeln wir genau wie ein gewissenloser Kurpfuscher, der sich mit einer Scheinkur zu Gunsten seiner Tasche begnügt, nicht aber das Uebel selbst heilt. Und wenn ein Geschwür „unheilbar" wäre, so läßt es der rechte Arzt doch nicht einfach weiter fressen und andre anstecken, sondern er reinigt es immer wieder, hält Schädlichkeiten möglichst fern, isolirt die Kranken. Seinem Ochsen und Pferde und Hunde läßt jedweder Pflege angedeihen, wenn das Tier krank ist; manchen dieser Armen geht's ärger als den Tieren, sie sind nicht bloß auf, sondern unter den Hund gekommen — aber wer kümmert sich darum? Und wenn wir anfangen, uns darum zu kümmern, so begnügen wir uns mit halben Maßregeln; helfen diese nicht, so heißt's: Es ist doch nichts zu machen! und das Gewissen schläft wieder ein.

Die Losung: „Wie schaffen wir uns die Vagabunden vom Halse?" ist eine traurige, spießbürgerliche, engherzige, unchristliche. Schon im Alten Testamente heißt es: Die, so in Elend sind, führe in dein Haus u. s. w. Christus aber sagt: Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt; was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Er selbst ist der barmherzige Samariter, und wer ihn kennt und ehrt, dem muß beim Anblick dieser „Abstoßenden" denn doch das Wort durch die Seele klingen: „Gehe hin und thue desgleichen"; „Herberget gerne!" Die Fürsorge für die mittellosen Wanderer ist eine ganz klare, offenbare Christenpflicht, und sie hat immer in der Christenheit dafür gegolten. Aber es giebt gute und schlechte Methoden ihrer Ausübung, und die Barmherzigkeit schlägt in ihr Gegenteil um, wenn man die schlechten Methoden befolgt. Die allerschlechteste „Methode" ist das Wegwerfen von Bettelpfennigen nicht nur, sondern auch das Darreichen von Nahrung und Kleidung an fremde Wanderbettler, auch gut gekleidete und mit guten Papieren versehene, in den einzelnen Häusern! Das dient nur zum Ruin der Leute, denen man helfen sollte und wollte, und ist eine Unbarmherzigkeit! Da noch von „gutem Herzen" reden, ist Geschwätz. Man soll gewiß keinen solchen Menschen hart und heftig anlassen; aber man soll dafür sorgen, daß jedermann an jedem Orte jedem solchen Menschen sagen kann: Gehe da- und dorthin, und es wird vollkommen für deine Bedürfnisse gesorgt werden! „Da- und dorthin," das heißt natürlich nicht von Pontius zu Pilatus; „vollkommen versorgt werden," das heißt natürlich nicht faul hinter dem warmen Ofen sitzen oder sich auf die Bank strecken, schmutzige Karten dröhnend auf den Tisch werfen, „Soroff" (Schnaps) schlucken, Zoten reißen, Schandlieder brüllen, Bettel-Streifzüge verabreden, wie es in den Vagabundenkneipen an der Tagesordnung ist. Eine vollkommene Fürsorge ist nur die, welche dem Menschen zu den Grundelementen alles gesunden, sittlichen Lebens verhilft: Arbeit und Nüchternheit.

Was soll dabei herauskommen, wenn dort über einen ganzen Kreis hin garnichts für die Wanderer geschieht, und wenn daneben nur ein einzelner Ort oder einige in dem Bezirke, ohne richtige Verteilung, ohne Verbindung und Einigung mit einander, ohne sichere Kontrole, ohne die Forderung von Arbeit, ohne gute Herbergen durch Antibettelvereine Unterstützungen gewähren, oft genug noch in Baar, also Schnapsgeld, oft genug an einem Tage an mehreren Stellen, oft genug nur an einer Stelle am Tage, aber dann so wenig, daß der Mittellose unmöglich damit auskommen kann, also doch wieder betteln muß, oft genug mit einer Auswahl von solchen, die anscheinend gute Papiere haben, wobei der Rest wieder einfach auf die Straße gestoßen und zum Betteln gezwungen wird. Wenn nicht jedem jeder Vorwand zum Betteln genommen ist; wenn auch nur einzelne noch in Wahrheit sagen können: „Wir haben nichts bekommen, oder wir haben nur so wenig bekommen, daß wir damit nicht bestehen können," dann hört auch das Betteln nicht auf, und man kann gegen das Geben nichts sagen. Weder die Obrigkeit, noch der Privatmann hat ein Recht, den wirklich Hilflosen, dem man eine geordnete Unterstützung verweigert, auf der Straße liegen, hungern und verkommen zu lassen. Hat er Strafe verdient, so ziehe man ihn zur Bestrafung, aber man stoße ihn nicht hinaus. Unterstützt man, so unterstütze man so, daß nichts mehr daneben nötig ist, sondern der Mensch bestehen kann, und wiederum so, daß die Unterstützung nicht von Unehrlichen mißbraucht wird, die noch Geld haben, oder daß man Leute zu Bummlern erzieht, die wohl Arbeit finden könnten, aber lieber unthätig durch's Land ziehen „auf Vereinsgeschenk." — Als Vorwand dient auch bei wirklichen und angeblichen Handwerksgesellen die „Umschau." Das Handwerk wahre seine Ehre, aber mit Verstand und nicht auf andrer Leute Kosten. Wenn Innungsmeister für ihre Innungsgesellen aufkommen und ihnen auch ein Glas Bier stellen wollen ohne Arbeit, so mag in jedem Orte und jedem Bezirke der Obermeister die Unterstützung verabreichen nach Standesordnung. Geschieht dies nicht, so muß sich auch der Handwerksgeselle der allgemeinen Ordnung unterwerfen.

Arbeit und Nüchternheit! Das ist die unerläßliche, einfache und klare Forderung; nur auf dieser Basis läßt sich erziehlich wirken, bewahrend, bessernd und rettend. Der Zentralvorstand der Arbeiterkolonien und Verpflegungsstationen, sowie der deutsche Herbergsverein haben diese Forderung längst aufgestellt, in klaren Sätzen einzeln formulirt, den Weg zu ihrer praktischen Durchführung im einzelnen gezeigt und gebahnt. Was so auf Grund der vielfältigsten Erfahrungen und Beratungen vereinbart und festgestellt worden ist, das sollte man sich doch allerwärts zu Nutze machen und nicht immer wieder dasselbe Lehrgeld bezahlen, nicht immer wieder mit denselben unpraktischen, halben, zersplitterten Maßregeln herumexperimentiren. Sonst ist alles vergeblich, alle Mühe verloren und alles Geld weggeworfen.

Die „Antibettelvereine" haben einen wesentlichen Fortschritt gebracht gegen den früheren, ganz wilden Zustand. Die neuen Versuche und Erfahrungen aber, wie sie insbesondre seit Gründung der Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf gemacht sind, stellen gegenwärtig diesen Vereinen die neue, dringende Aufgabe: mit allen ihren Kräften und Mitteln für die allgemeine Durchführung der unter der Aegide des Gründers der Arbeiterkolonien, Pastors von Bodelschwingh, aufgestellten, in Westfalen, Brandenburg, Schleswig-Holstein, Hannover bereits eingeführten Wanderordnung und Wanderschein-Ordnung des deutschen Herbergsvereins einzutreten. Das ist unser Vorschlag zur Güte.

Was das sogenannte „Elberfelder System" für die Pflege der Ortsarmen ist, das ist diese „Wanderordnung" und „Wanderschein-Ordnung" für die Pflege der fremden, umherziehenden Armen. Zu ihrer Durchführung ist weiter nichts erforderlich, als ein gesunder, klarer Gemeinsinn und ein entschlossenes Zusammenwirken aller dem Volkswohle berufsmäßig oder freiwillig dienenden Organe des bürgerlichen, staatlichen und kirchlichen Lebens. Die Kosten betragen nicht den zehnten Teil der Opfer, welche die ungeordnete Privatwohlthätigkeit auf diesem Gebiete fruchtlos, ja zum größten Schaden für die Unterstützten zu bringen hatte und zum Teil noch bringt.

Wir geben in einem zweiten Abschnitt die Grundzüge dieses Systems und verweisen für das einzelne auf die in der Zeitschrift „Arbeiterkolonie" und den Drucksachen des deutschen Herbergsvereins (Büreau desselben in Bethel bei Bielefeld) enthaltenen Ausführungen. Mch

---

Aus dem Gustav-Adolf-Verein

(Rheinprovinz) Die Evangelischen zu Rheinbrohl, hundert an der Zahl, welche die Unduldsamkeit ihrer römischen Mitbürger bei dem bekannten mehrjährigen Glockenstreit sattsam erfahren haben, beabsichtigen, während sie bisher in der evangelischen Kirche zu Linz am Rhein ihre Erbauung zu suchen hatten, jetzt den Bau einer eignen Kapelle, und hoffen, nachdem sie selbst 4500 M. zum Bau aufgebracht, auf die Teilnahme der Glaubensgenossen von außen.

Der Diasporagemeinde zu Rheinberg (Kreissynode Moers) hat der Erzbischof von Köln 1715 ihre damalige Kirche ohne alle Entschädigung weggenommen. Das jetzige Kirchlein ist neu restaurirt und mit einem zierlichen Türmchen versehen worden; es fehlen aber die Glocken und auch das Innere der Kirche bedarf noch Reparaturen, sodaß etwa 2500 Mark dafür aufzubringen sind. Die zum größeren

Teil aus kleinen Leuten bestehende Gemeinde will auch die Hälfte auf sich nehmen und zu diesem Zwecke die Kultussteuer von 40 Prozent — zusammen erträgt sie 320 Mark — noch um einige Prozent erhöhen. Für den Rest hofft sie besonders auf die Gustav-Adolf-Frauenvereine.

Die bekannten Vororte Kölns Ehrenfeld und Nippes mit ihrer mittellosen Arbeiterbevölkerung erheischen kräftige Unterstützung der evangelischen Kleinkinderschulen.

Ein dringender Notstand liegt vor in der Gemeinde Elversberg (Poststation Heinitz, Regierungsbezirk Trier). Sie gehört zu den dürftigsten im Vaterlande, und dabei wächst sie stetig. In Elversberg sind im verflossenen Jahre zwölf, im zugehörigen Orte Spiesen neun neue Häuser gebaut, deren Bewohner fast alle kürzlich zugezogen und zu einem Drittel evangelisch sind: fast durchweg arme Bergleute, welche die Steuerkraft nicht mehren. Für diese Gemeinde, die schon vor Jahresfrist 2200 Seelen zählte, giebt es nur einen völlig unzureichenden Betsaal, der selbst beim schlechtesten Wetter stets überfüllt ist, von dem aber bei einigermaßen leidlichem Wetter allsonntäglich eine Menge Menschen umkehren muß, da sie keinen Platz mehr findet. Ueberdem aber droht dem vor zwei Jahren erst mit großen Kosten reparirten Betsaal der Einsturz. Jedesmal, wenn die Gemeinde beim Gottesdienst sich erhebt, schwankt der Boden in merkbarer Weise. Nach der Ansicht der Sachverständigen kann der Saal höchstens noch drei Jahre seinem jetzigen Zwecke dienen. Er liegt ein und zwei Treppen hoch; um ihn brauchbar zu machen, hat man nicht nur vier große Wände, sondern auch die Decke zwischen zwei Stockwerken hinwegnehmen müssen, und die Zahl der Kirchenbesucher ist viel größer als die, für welche der Raum bemessen ist. Tritt aber der Augenblick ein, wo er außer Benutzung gestellt werden muß, so findet sich in allen drei Ortschaften, Elversberg, Spiesen, Heinitz, auch nicht ein Lokal, das nur halb so viel Menschen fassen könnte, und doch müßte man, wenn man überhaupt Gottesdienst haben wollte, eines wählen, in jedem Falle ein Wirtslokal.

Welch unberechenbarer Schaden aber, wenn die Teilnahme am Gottesdienst noch mehr beschränkt würde! Man kann es dieser Gemeinde nachrühmen, daß sie sehr kirchlich gesinnt ist, wie sonntägliche Ueberfüllung der Gottesdienste und die Zahl der Abendmahlsgäste (im Jahre 1886 1621) beweist. Aber sie steht einer großen Mehrheit von Katholiken gegenüber, die von Alters her alles aufgeboten haben, um die ganze Gegend wieder katholisch zu machen. Zwar die beiden Orte Elversberg und Heinitz sind erst in diesem Jahrhundert entstanden. Aber Spiesen, ursprünglich Tuis, dann Spiesheim, schon 1241 erwähnt (in welchem Jahre es vom Ritter Wirich von Virey dem Kloster Neumünster verkauft wurde), war schon einmal ganz evangelisch, und sein Boden ist mit evangelischem Bekennerblut getränkt. Im Jahre 1575 wurde der Ort reformirt und 1592 dem Pfarrer Joh. Magnus Stephani zu Wiebelskirchen als Filialpfarrei zugeteilt. Damals blühte ein fröhliches evangelisches Leben dort empor. Aber in den namenlosen Greueln des dreißigjährigen Krieges wurde der damals bedeutende und blühende Ort von den Söldnern des „allerheiligsten Königs“ gänzlich zerstört und die Einwohner entweder getötet oder aus der Gegend vertrieben. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts siedelten sich dann Katholiken aus dem Kurtrierschen dort wieder an, und zu Anfang dieses Jahrhunderts noch war der ganze Ort katholisch. Nach und nach freilich, als sich der Bergbau in dieser Gegend immer mehr entwickelte, kamen auch wieder Protestanten dorthin; aber unter den 3200 Einwohnern, die der Ort heute zählt, sind noch nicht 700. — Aehnlich ist es in der ganzen Gegend gegangen. Die einst evangelischen Grafschaften Saarbrücken und Ottweiler sind schon sehr überwiegend katholisch und das Streben der römischen Kirche geht dahin, sie wieder gänzlich zu katholisiren. Gelegentlich eines Besuchs zu Saarbrücken hat der Bischof von Trier vor zwei Jahren die Parole ausgegeben: „Die Zahl der katholischen Kirchen im Saargebiet muß verdoppelt werden.“ Und daß das nicht in allzuferner Zeit geschehen sein wird, läßt sich garnicht bezweifeln.

Die evangelische Gemeinde Elversberg ist so arm, daß die königliche Regierung anfangs Bedenken trug, auch nur eine jährliche Umlage von 300 Mark für den Kirchbau zu gestatten. Man hofft, daß das Konsistorium eine Kirchen- und Hauskollekte gestattet, auch ist durch Gaben der Kirchbaufonds auf 6600 Mark angewachsen. Aber nötig sind, abgesehen vom Bauplatz, den vielleicht der Bergfiskus hergiebt, 60—70000 Mark. H

(Oesterreichisch-Schlesien. Krankenhaus in Teschen) Die Bedeutung des evangelischen Krankenhauses in Teschen hat vielerorts, besonders aber auch in Oesterreichisch-Schlesien selbst, Verständnis gefunden. Nicht bloß die Nachbargemeinden haben nicht zurückbleiben wollen, „wo es sich um Errichtung einer Anstalt handelt, in welcher unsre leidenden Glaubensgenossen ein freundliches Asyl, aus seelischer Marter und leiblicher Pein eine sichere Zufluchtsstätte finden, in welcher aber auch Kranke andrer Konfessionen den Segen evangelischer Liebe erfahren und kennen lernen sollen, wie wir mit unserm Erlöser die Frage: »Wer ist denn mein Nächster?« so ganz anders beantworten, als es in den bekannten Krankenhäusern geschieht, in welchen die Krankenpflege zum Mittel konfessioneller Bekehrungsversuche gemacht wird.“

Der schlesische Landtag hat unterm 15. Dezember 1886 zum Bau des Krankenhauses einen Beitrag von 5000 fl. ein für alle mal und ferner zur Erhaltung desselben einen jährlichen Beitrag von 500 fl. aus Landesmitteln bewilligt.

Von allen Verlästerungen in Blättern und Broschüren aber, die das Werk haben hindern wollen, darf es gelten: „sie gedachten es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen.“

Die Frage nach dem Bauplatz für das Spital ist durch den Ankauf eines kaum fünfzig Schritt vom Kirchplatz gelegnen passenden Feldes von vier Joch glücklich gelöst. Trotz der Ungeduld der Gemeindeglieder, von denen namentlich die ärmeren ein besondres Interesse an der baldigen Eröffnung des Krankenhauses haben, und welche deshalb nicht aufhören, das Presbyterium mit der Frage, wann denn endlich mit dem Bau begonnen werden solle, zu bestürmen, ist aber doch, bevor das Baukapital nicht in zureichender Höhe vorhanden ist, an den Bau selbst nicht zu denken. Der Baufonds hat mit dem 1. Januar 1887 die Höhe von 32000 fl. erreicht, sodaß von den veranschlagten 60000 fl. noch immer 28000 fl. aufzubringen sind. H

Aus Italien

(Evangelisation) Ueber die Evangelisation Italiens macht man sich in Deutschland vielfach gänzlich falsche Vorstellungen, und wird es oft, wie Verfasser aus Erfahrung weiß, sehr übelgenommen, wenn man sein Urteil sich selbst bildet und wenn dies von der gewöhnlichen Melodie etwas abweicht. Im Süden Italiens macht die Evangelisation geringe Fortschritte. Freilich muß es den Landesbewohnern recht seltsam vorkommen, wenn sie die Protestanten, oder wie das Volk sagt, die „Pordestandi“, unter so verschiedenen Namen auftreten sieht. Das Volk ist nicht imstande zu begreifen, was es zu bedeuten hat, wenn jene Kirche den Methodisten, eine andre den Waldensern, eine dritte den Baptisten, eine vierte den Presbyterianern, eine fünfte der englischen Hochkirche, eine sechste den Unirten, eine siebente der Chiesa libera italiana zugehört. Wenn sie alle Protestanten sind, so versteht der an die Einheit gewöhnte Katholik nicht, weshalb die verschiedenen Namen existiren. — Was mir noch seltsamer vorkommt, ist die Thatsache, daß, während man die Evangelisation mit Gaben unterstützt, man sich um die eignen Landsleute nicht kümmert. Erst in neuester Zeit hat der Gustav-Adolf-Verein einen Reiseprediger abgeordnet, um verlorne Posten zu bereisen. Es geschah durch den Superintendenten Zschimmer von Beichlingen, der auch nach Messina und Palermo gekommen ist, wo sich ebenfalls Deutsche und Schweizer evangelischer Konfession befinden. T

(Von den deutschen Gemeinden) Seit 1881 besteht die Konferenz der deutsch-evangelischen Pfarrer Italiens, welche alljährlich einmal zusammenkommen, um wissenschaftliche und praktische Fragen zu besprechen. Deutsche evangelische Gemeinden sind jetzt in Mailand, Genua, Bergamo, Venedig, Livorno, Florenz, Rom, Neapel. Seit kurzer Zeit ist Bari (am adriatischen Meer) hinzugetreten, nachdem die dort lebenden evangelischen Deutschen und Schweizer die Berufung eines Pfarrers beschlossen haben. Fast alle deutschen Pfarrer nehmen an der Konferenz teil, und hat dieselbe seither in Rom, Florenz, Genua, Livorno, Neapel, Bergamo getagt; die nächste findet im Juni d. J. zu Neapel statt.

Die Gemeinde in Neapel, die größte und ausgedehnteste in Italien, konnte im vorigen Jahr auf ihr fünfzigjähriges Bestehen zurückschauen. Sie ward gegründet im Jahre 1826 unter dem Schutze und der Förderung der damaligen preußischen Gesandtschaft daselbst, konnte aber bis 1860 nur insofern bestehen, als sie seitens der Behörden ignorirt wurde und ihre Institute sich im Bereich der preußischen Botschaft befanden. Uebrigens hat sie nie von Verfolgung zu leiden gehabt. Es giebt keine tolerantere Stadt als Neapel, obgleich sie durch und durch katholisch ist. Vor reichlich dreihundert Jahren, als daselbst die Inquisition eingeführt werden sollte, haben die katholischen Bürger daselbst sich mit den Waffen in der Hand dagegen gewehrt. Ein arger Aufruhr entstand: die Inquisition ward nicht eingeführt, und nie hat man daselbst einen Ketzer verbrannt. — Im Jahre 1860 wurde Neapel von Garibaldi ohne Blutvergießen erobert. Der König floh; die preußische Gesandtschaft ward abgerufen. Seitdem steht die deutsche evangelische Gemeinde selbständig da und ist von keiner Landeskirche abhängig. Die Kirche wurde 1866 eingeweiht; eine Gemeindeschule hat jetzt 162 Schüler mit 12 Lehrkräften, unter ihnen fünf Deutsche. Außerdem besitzt die Gemeinde ein Hospital. Eine Filiale ist ungefähr zehn Meilen entfernt: eine große Schweizerkolonie im Thal des Irno bei Salerno.

Unter allen deutschen Gemeinden ist Venedig die älteste (über 200 Jahre); fast ebenso alt ist Livorno. Die Gründung der übrigen Gemeinden fällt in das laufende Jahrhundert. Die Gemeinde in Rom schließt sich an die deutsche Botschaft und deren Kapelle an, welche sich auf dem Kapitol im Palazzo Caffarelli, dem Palaste der kaiserlich deutschen Botschaft, befindet. T

(Ketzerdenkmäler in Rom) Am 21. April wurde in Rom am Eingange des Pincio bei der Villa Medici seitens der Stadtbehörde eine Gedenksäule für Galilei enthüllt, welche die Inschrift trägt: „In dem nebenstehenden Palaste der Medici wurde Galileo Galilei gefangen gehalten, weil er angeklagt war, die Ansicht zu haben, daß die Erde sich um die Sonne drehe.“ Auch Giordano Bruno, welcher am 17. Februar 1600 auf dem Campo dei fiori als „Märtyrer der Wissenschaft und des freien Gedankens“ verbrannt wurde, soll auf der Stätte seines Todes ein Denkmal haben. Die vatikanische Presse ist darüber außer sich; aber sie wird jetzt gegen Bruno so wenig vermögen wie gegen Galilei, obwohl Herr Desdonits, Professor am Lyzeum zu Versailles, ihr mit dem kecken Versuch zu Hilfe geeilt ist, die Verbrennung des Philosophen in Rom — als unhistorisch zu erweisen.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig